

Katastrophenjournalismus – Journalismuskatastrophen

Über die Unfähigkeit zur Selbstkritik

Eine bemerkenswerte Eigenschaft des Journalismus habe ich seit meinem Eintritt in diesen Berufs-Orden kennengelernt: Es gibt keine verbisseneren und fanatischeren Kritiker denn Journalisten. Es gibt aber keine Unfähigeren in dieser Berufsgruppe, die weniger zur Selbstkritik in der Lage sind denn Journalisten.

Journalisten können sich nicht irren. Was sie schreiben, trägt ja auch zu den Ratings und zur Auflage ihrer Zeitung oder ihres Mediums bei. Das entwickelt bei ihnen eine Mentalität: Man kann sich nicht irren. Irren tun sich die anderen, nicht die großmächtigen Wächter und Merker.

Ich habe die Idee herumgetragen, sogar bei der vornehmen „Zeit“, eine Spalte zum Ruhm und Lob des Journalismus einzuführen: „Hier habe ich mich geirrt!“ Das geht nicht. Ganz selten – man kann sie sich in die eigenen Annalen schreiben, es werden nicht mehr als vier oder fünf Beispiele im Leben sein – hat ein Journalist den Mut zu bekennen: „Hier habe ich mich geirrt!“

Bartholomäus Grill war so einer, der das brachte. Nach der Lektüre des Buches über den Völkermord in Ruanda von Philipp Gourevitch schrieb er in der „Zeit“: Ich habe diese falsche Darstellung damals nach dem Völkermord auch vertreten. Ich habe mich geirrt. Und ich schäme mich jetzt dafür.

Allgemein muss ich sagen, dass ich nicht sicher bin, ob es den Journalismus noch gibt.

Ich würde am liebsten das gute alte, brave, hausbackene und klare Wort Journalismus und Journalist für die Zeitungen aufbewahren. Jemand, der schreibt, muss sich eine Form für das auswählen, was er seinem Publikum mitteilen will. Er kann weder mit seiner schönen Stimme noch mit seinen Bildern etwas verdecken, noch mit seinem Gesichtsausdruck betrügen.

Das Medium Bild ist unsere Crux. Die Bilder können so fatal missbraucht werden, dass es jemandem, der hier das Wagnis auf sich nimmt, so etwas wie Medienpädagogik und ihre Dogmatik zu entwickeln, ganz schlecht und ohnmächtig werden kann.

Manchmal schäme ich mich meines Berufes, wenn ich die Nachrichtensendungen des Fernsehens sehe. Alles das, was wir gesehen und gehört haben, hat den Ruf des Journalismus – solange das Fernsehen noch darauf besteht, dass es mit Journalismus etwas zu tun hat – ruiniert. Anstatt eine selbstverfügte Sperre an Nachrichten bis zum Moment

der Freilassung der Geiseln Jürgen Chrobog und Familie sich selbst aus wohlwogenen Gründen aufzuerlegen, hat man mit einer nicht überbietbaren Chuzpe rating-steigernd im Kaffeesatz gerührt. Das ging dann so: Am 29. Dezember 2005 um 13 Uhr sollte es eine Sondersendung über die Nachricht von der Freilassung der Geiseln geben. Statt dessen wurde von der Nachrichtensprecherin eine Nachricht verlesen, dann nach Berlin zu Peter Hahne geschaltet, der die Variation eins dieser Nachricht zum besten gab, während der einzige Nachrichtenwert dieser Bildschaltung nach Berlin darin bestand, dass es in Berlin schneite. Und dann wurde zu dem Kollegen nach Kairo geschaltet in der Hoffnung, der könne auf die Szenerie der Wüstengebiete zwischen dem Al Abdullah und dem Al Riyad Stamm hinunterschauen. Der Korrespondent kann nur die Variation zwei der Nachricht geben. Am Abend Petra Gerster im ZDF. Da machen die Journalisten als Kuck-in-die-Köck-Erbsenzähler noch einen Versuch, wieder die Gerüchtemaschinerie anzuwerfen. Die Freilassung der fünf Geiseln um den Ex-Staatssekretär stehe minütlich bevor.

Peinlich – wenn das der moderne Ausdruck eines staatsbürgerlich und humanitär verantwortlichen Journalismus sein sollte, dann Gute Nacht.

Abgesprochene Scharmützel als kleine Kriege verkauft

Als in Afghanistan kurz nach dem 11. September 2001 die geballte Macht der – hauptsächlich – TV-Journalisten Einzug hielt in einem nord-afghanischen Kuhdorf (gelegen direkt südlich vom Pjandz und der Grenze zu Tadschikistan), das in die Zeitgeschichte des Journalismus seinen Einzug halten sollte, Chacca Bahuddin, war die Bildernot natürlich schreiend. Man konnte ja nicht jeden Tag nur über diese rauschhafte Landschaft fahren, in Erwartung der Angriffe oder der Bomben oder der Flugzeuge, sondern man musste der gierigen Programmmaschine etwas zum Konsumieren vorlegen. Die Programmmaschine ist oft gieriger, objektiv gieriger als das subjektiv interessierte Publikum!

Also haben sich viele der Fernsehmacher mit den kleinen oder größeren Warlords der Nord-Allianz verbündet, haben ihnen ein kleines Gefecht in einer Richtung ohne jede Gefahr für die Soldaten abverlangt, bei dem Munition abgeschossen wurde, die die Fernsehanstalten, im deutschen Fall die Gebührenzahler, gekauft haben. Seit dieser Zeit höre und sehe ich die Anzeigenfilme der Gebühreneinzugszentrale immer mit sehr gemischten Gefühlen.

Die Bullits und Raketen, die Granaten und die Kalaschnikoffs mussten zu bestimmten harten Gebühren bezahlt werden. Die Warlords machten einen Reibach hierbei.

Auch dabei gibt es wenigstens noch Journalisten mit schlechtem Gewissen. Das sind die, die mich noch hindern, dieser Form von Journalismus den professionellen Ehrentitel „Journalismus“ abzuerkennen.

Dirk Sager (ZDF Moskau) war so einer, der in Chacca Bahuddin sich nicht genug aufregen konnte darüber, was ihm alles abverlangt wurde: z. B. für das Morgenmagazin eine Nacht im Schützengraben mit den Nordallianz-Kämpfern zu verbringen. Ebenso Thomas Roth wie auch Ina Ruck vom ARD-Büro in Moskau.

Vor der EBU-Station, die in dem Dorf vor gewaltträchtiger Kulisse aufgebaut worden war, wurden diese Korrespondenten jeden Tag mehrmals gefragt: „Was konnten sie denn von den Kämpfen und den amerikanischen Bombenangriffen und den Bombenabwürfen sehen?“ Sie konnten in diesem kleinen Zipfel natürlich gar nichts sehen, aber ihre teure Präsenz in dem Kuhdorf am Rande Afghanistans musste sich irgendwie amortisieren.

Die Realität und das Fernsehen

Meistens lässt das Fernsehen die Realität nicht in Ruhe. Das fängt auch schon bei den Bildmagazinen an, nicht beim „Spiegel“, den ich deshalb noch voll journalistisch nennen würde, wohl aber beim „Stern“. Wenn man das zweifelhafte Vergnügen gehabt hat, mit dem „Stern“ in einer Weltgegend unterwegs zu sein, dann werden alle Bilder nicht etwa von der Realität abgelesen und abgeblickt, sondern erst mal von hochmögenden Bildreportern arrangiert. Kein einziges Bild entspricht dem, was man selbst vor Ort erlebt hat. Ständig müssen sie sich verbiegen.

Im Jahr 1986 waren Franz Alt und ich im Büro der Hezbi-Islami, der afghanischen Muhjahedin-Fraktion, in Bonn in der Koblenzerstraße. Wir bereiteten für 1987 einen Besuch vor mit einem kleinen Ein-Mann-Kamerateam des Südwestfunks. Wir wurden gut mit Tee bewirtet. Diese Truppe galt damals als die effektivste, sie war jedenfalls die einzige, die auf westlicher Seite Einfluss hatte, weil der Führer dieser Gruppe einen guten Eindruck machte und englisch sprach: Gulbuddin Hekmatyar. Ich bin auf den auch hereingefallen, ich habe mich wahnsinnig geirrt.

Am Schluss unseres Gespräches fragten uns die bleich- und milchgesichtigen Taliban der Hezbi-Islami: Ob sie für uns und die Kamera auch einen „kleinen Krieg organisieren“ sollten? Wir waren so entsetzt, dass uns die Spucke wegblieb. Als die Hezbi-Leute merkten, was für einen Fehler sie gemacht hatten, sagten sie uns entschuldigend: Das ist es doch immer, was die amerikanischen Fernsehteams haben wollen.

Ich habe auch anerkannten Vertretern des Faches, denen ich vor Tisch

das journalistische Ethos nie hätte absprechen wollen, beim Sündigen gegen den Geist des Berufes zugesehen. Ich war 1985 in Tigray, also der von der TPLF befreiten Zone im Norden Äthiopiens. Nach einem Besuch in den Gegenden im Norden von Axum wollte der Korrespondent der ARD noch unbedingt ein paar ballernde Fighter filmen, die hollywoodesk den Berg herunterströmten. Gesagt, getan.

Immer, wenn ich Kriegsaufnahmen sehe, Kämpfer, die mit angezogener MP oder Uzi oder einem sonstigen Gewehr in einem Waldstück oder auf tiefer Heide ankommen und an der Kamera, die da postiert ist, vorbeigehen, bin ich sehr skeptisch. In der Regel sind das gestellte Aufnahmen.

Ich habe einmal einen Bericht des Korrespondenten der ARD in Neu Delhi für Südostasien ganz auseinandernehmen können. Der wurde im ARD-Weltspiegel im April 2005 als Sensation angesagt. Als das erste Mal, dass unser Mann vor Ort mit Taliban-Kommandeuren im Untergrund in Afghanistan – und das noch direkt vor der Nase der US-GIs – hatte sprechen können.

Das Team sitzt plötzlich in Peshawar, die Kamera geht auf ein Telefon, das plötzlich wie unter der magischen Kraft dieser Kamera läutet, es nimmt jemand ab, man hört aus dem Telefonhörer die Stimme: Ihr könnt jetzt nach Afghanistan kommen, alles ist für Euch bereit. So auf den Arm genommen geht es für den Zuschauer dann weiter. Es werden diese berühmten Nachtaufnahmen, die alle schon im Archiv liegen und mitgenommen werden können, gezeigt, von Kämpfen zwischen den Taliban und der afghanischen Armee.

Glanz des Katastrophenjournalismus

Ich kann sagen, das deutsche Fernsehen, als es noch das Fernsehen war, 1979 – als es noch zwei, maximal drei Programme und nicht 58 oder 189 gab – war eine vorzügliche journalistische Instanz.

Eine engagierte Sendung von Franz Alt am 24. Juli 1979 gab den Startschuss für die Initiative mit dem Schiff *Cap Anamur*, die ohne Fernsehen kaum denkbar gewesen wäre. Ob der „Stern“ dies mit seiner bekannten Art der Bild-Text Kampagnen hätte stemmen können, wage ich zu bezweifeln.

Diese 45 Minuten an jenem Montag zur besten Sendezeit gaben neben den vielen Beiträgen, darunter einer von Ulrich Wickert aus Paris zur Initiative der Franzosen im Süd-Chinesischen Meer mit einem Schiff genannt *Ile de Lumiere*, mir und dem Präsidenten des deutschen Roten Kreuzes die Gelegenheit, etwas zu den Plänen unserer Organisationen zu sagen. Die Leute vom Roten Kreuz hatten mit Regierungsgeld vor, ein

Schiff zu chartern, das später *M/S Flora* hieß, wir wollten neben dem französischen Schiff *Ile de Lumiere* ein zweites deutsches chartern. Vorausgesetzt, wir würden genügend Geld von der Bevölkerung bekommen.

Das war damals noch die Zeit, als einige Dinge und Unterscheidungen noch stimmten. Also, es gab noch Fernsehen als journalistisches Medium, nicht bedroht in seiner eindrucksvollen politischen Lehrpädagogik von den privaten Kanälen, die alle erst Jahre später aufkamen.

Dann gab es auch die klare Unterscheidung zwischen Regierung und Nicht-Regierung. Das DRK startete eine Regierungsaktion und wollte dem Publikum Sand in die Augen streuen, denn ausdrücklich sollte es eben keine Rettungsaktionen zugunsten der Vietnamesen machen.

Wir wollten genau das und baten deshalb unsere Mitbürgerinnen und Mitbürger, uns das kleine Geld zu geben, was zusammengekommen zu großem Geld werden würde. Diese 1 Minute 30 Sekunden, die mir zugestanden wurden, nutzte ich mit einem Spurt, bei dem ich nicht vergaß, die Kontonummer zu erwähnen, was ein Königsrecht ist, über das bis dato nur die Intendanten der Landesrundfunkanstalten gemeinsam entscheiden konnten, auch um den zwei, drei großen Elefanten das Geschäft nicht zu verderben.

Ich redete also um mein Leben, und drei Tage später waren in der Stadtparkasse Köln drei große Säcke mit Spendenbelegen, die 1,2 Millionen DM bedeuteten, also der Auftrag meiner Mitbürger, ein Schiff zu beschaffen. Das Schiff konnte ich drei Tage später mit der Hamburger Reederei Hans Voss in einem Chartervertrag besiegeln. Es hieß *Cap Anamur*. Die Folgen sind bekannt.

Das Fernsehen tritt uns mit den Bildern in den Bauch. Es gab besonders eindringliche Vertreter dieser Art von Journalismus, die später den ehrenrührigen Titel Caritas- oder Herz Jesu-Journalismus aufgedrückt bekamen. Neben Franz Alt gehörte auch der Filmemacher Wolfgang Moser dazu, der uns durch Filme wie den aus Somalia 1980 zum ersten Mal die Augen öffnete für die Katastrophe der Ogaden-Flüchtlinge.

Das Elend des Journalismus

So wahr es ist, dass uns Franz Alt diese Aktion möglich machte, so wahr ist es, dass uns der Journalismus, der später kam, fast gekillt hätte.

Ich habe daraus eine Schlussfolgerung für mich gezogen, als ich damals zum ersten Mal nicht mehr nur Kollege war, sondern eher das Objekt der Berichterstattung als Organisator der Aktion. Ich war ja geradezu der heimliche Kapitän der *Cap Anamur*, als sie vom Hafen Kobe in Japan am 9. August 1979 ablegte. Ich hatte den Fehler begangen, neun Journalisten aus Deutschland auf das Schiff mitzunehmen.

Fehler, denn es musste mir ja eigentlich klar sein, dass wir erst nach vier Tagen in dem Seegebiet sein konnten, in dem es Flüchtlinge hätte geben können.

Eines darf man Journalisten nicht abverlangen: Geduld. Ein zweites darf man ihnen nicht abfordern: dass sie Zeit haben. Ein drittes nie erwarten: dass sie vor lauter Bäumen den Wald noch sehen.

Wenn etwas Halsbrecherisches zu erleben ist, wird eher die ganze Aktion kaputt gemacht – macht nichts, Hauptsache Einschaltquoten und Zuschauerzahlen steigen.

So war es im südchinesischen Meer. Wie kann man sich vorstellen, was es für Journalisten, dann noch für Journalisten der Superklasse TV, bedeutet, zwei Tage und zwei Nächte an Bord zu sein, ohne einen Flüchtling gesehen zu haben? Nach vier Tagen und 84 Stunden noch immer nicht die entsprechenden Bilder von aus dem Wasser gezogenen triefenden Bootsflüchtlingen im Kasten?

So vermischen sich Glanz und Elend von Journalismus.

Heute ist der Glanz noch schwächer geworden, weil sich der politische Journalismus ja auf die Talkshows kapriziert hat, in denen das Gegenteil dessen geschieht, was früher die Regel war.

Ich will in diesen Skizzen eines Kollegen lobend gedenken, der jetzt allerdings nicht mehr aktiv ist, sondern im Ruhestand lebt. Er hat ein gewaltiges Buch geschrieben, ein opus mirandum, das mir wie eine Schule des Journalismus erscheint. Robert Fisk (*The Great War for Civilization*, New York 2005) gehört zur Minderheit unter uns Klosterbrüdern des Journalismus, die zur Kritik, aber auch zur Selbstkritik in der Lage sind.

Dieser Mann hat den sogenannten „Krieg für die Zivilisation“, von dem er seit seines Vaters Leben und Tod immer wieder hörte, in verschiedenen arabischen Ländern wie auch in Israel, dem Iran, Pakistan und Afghanistan beschrieben. Er hat mit seinem Non-Konformismus und seinem unbedingten Mut, mit dem er in jeden neuen Krieg hineingesprungen ist, nie Kriegsreporter werden können. In Kuwait geschahen die allergrößten Schweinereien und Morde und ethnischen Säuberungen von Seiten der vom Westen unter höchstem Einsatz befreiten Kuwaitis. Es gab 360 000 Palästinenser in Kuwait, die alle bei der Wiedereroberung des Kuwait durch die Amerikaner dafür bestraft und vertrieben wurden, dass sich Arafat auf die Seite des Regimes von Saddam Hussein gestellt hatte. Er hat die furchtbaren Ungerechtigkeiten erfasst, mit denen wir Westler und Israel immer wieder zweierlei Maß walten und gelten lassen. Die einen sind Terroristen. Palästinenser sind „Terroristen, Terroristen, Terroristen“. Durch die immerwährende Wiederholung der Floskel sind es dann auch alle Palästinenser: Terroristen.

Fisk holt auf Seite 489 zu einer grundlegenden Kritik mit dem im Tabu befangenen westlichen Journalismus aus: In dieser Tabuwelt unseres Journalismus werde jede Anstrengung gemacht, um dieses Volk zu dehumanisieren, es auch zu entkulturalisieren, es zu denationalisieren und ihm die Identität zu stehlen. Der Autor zitiert einen israelischen Journalisten, der Israels Politik des gezielten Tötens beschreibt – also die Ermordung eines Palästinensers, der als Sicherheitsrisiko für Israel angesehen wird.

Eine große Schule für den Journalismus ist dieses Buch, weil es beschreibt, dass Journalismus ohne Geschichtskenntnisse blind und taub ist und das Geld der Abonnements und Gebühren nicht wert, das wir in sie, die Journalisten, hineinstecken.

Robert Fisk hat beschrieben, wie alles am Irakkrieg, dem zweiten, schon seit 1920 vorgeformt und vorgeprägt wurde. Alle Vorboten sind seither zu erkennen, so schreibt er: Für Kufa 1920 muss man nur Kufa 2004, für Najaf 1920 nur Najaf 2004 lesen: Für Yazdi im Jahr 1920 muss man Grand Ayatollah Ali al-Sistani lesen. Für Badr 1920 nur Muqtada al-Sadr 2004. Für „Anarchie und Fanatismus“ 1920 muss man nur die Verbündeten Saddams und al Qaida 2004 lesen.

Damals wie heute setzt man, wenn man mit dem eigenen politischen Latein am Ende ist, die Luftwaffe ein: Die RAF-Bombenflugzeuge kamen von Europa, 30 Prozent gingen unterwegs verloren. Churchill befahl den Einsatz von Senfgas, soll man hier die Parallelen noch einmal ausführen? Churchill schrieb 1920 an den Air Marshall Sir Hugh Trenchard, er solle möglichst vorangehen mit dem experimentellen Bombardieren der Shiiten-Rebellen, „especially with mustard gas“.

Geschwaderführer Arthur Harris, im zweiten Weltkrieg der Luftmarschall der RAF, der die Feuersturm-Zerstörungen von Städten wie Hamburg, Dresden und vielen anderen veranlasste, verfeinerte das Areal, um die irakischen Aufständischen aus der Luft zu fassen. Dieses Bombardieren, so berichtet Robert Fisk, war noch nicht das, was wir später blasphemisch „chirurgisch“ nennen sollten, es war klar, dass innerhalb von 45 Minuten ein voll bewohntes Dorf ausgelöscht und ein Drittel seiner Einwohner ermordet oder verletzt sein könnten.

Das, was T.E. Lawrence in einem Artikel im August 1920 in der „Sunday Times“ schrieb, hätte man 84 Jahre später dem britischen Premierminister Tony Blair auf den Tisch legen sollen: „Das britische Volk ist in Mesopotamien in eine Falle geführt worden, aus der es nur mit größter Mühe in Würde und Ehre herauskommen kann. Die Menschen sind dadurch betrogen worden (tricked), dass ihnen andauernd Informationen vorenthalten wurden. Die Bagdad-Kommunikes der Militärs sind verspätet, unaufrichtig, unvollständig. Die Dinge sind viel schlimmer gelau-

fen, als es uns gesagt wurde, unsere Administration ist viel blutiger und unfähiger, als das Publikum es wissen darf. Wir sind heute nicht weit von einem Disaster“ (zitiert nach Robert Fisk, S. 147).

Kurz: Journalismus ohne Geschichte und Kenntnisse in der Vergangenheit macht unseren Beruf stumm, taub und lässt die Botschaften der Journalisten verdummen.

So war das ja bei dem Entführungsfall des Staatssekretärs Chrobog, wie auch bei dem der Susanne Osthoff. Von beiden wissen wir wenig, weil unsere Journalisten-Kollegen kaum irgendetwas von diesen Gesellschaften wissen.

Zwänge, Wünsche, Vorschläge

Welchen Zwängen sind die Medienkollegen ausgesetzt?

Zunächst eindeutig: dem modernen oder postmodernen Aktualitätsterror. Meist sind da übrigens die Zeitungskollegen besser dran als die elektronischen Mundwerksburschen und -mädel. Eine Zeitung hat den Vorteil, dass sie alle 24 Stunden nur einmal heraus kommt. Stefan Klein schreibt in der „Süddeutschen Zeitung“ seine unendlichen Sagen in einer spannenden Form, die ihresgleichen sucht. Die Fernsehkollegen sind arm dran. Bekannt ist das viermalige Verschieben des Filmberichts von Luc Leysen über die AIDS-Waisen im Rakai Distrikt in Uganda.

Welche Art von Auslandsberichterstattung würde ich mir wünschen?

Ja, eine andere. Eine, die uns nicht nur auf den Fährten der aktuellen Themen und den Fährten der Großpolitiker führt. Ich würde als Auslandschef alle Begleitreisen von Journalisten (mit Politikern wie Steinmeier, Merkel, Schäuble, Schily, Joschka Fischer, Blair, Thatcher) für zwei Jahre streichen, um eine Entwöhnungskur durchzuführen.

Ich würde jede Woche neu fragen: Wo haben wir das Land, in dem sich mutmaßlich die nächste Katastrophe ereignen kann? Zum Beispiel Kenya in Ostafrika, dem zu Unrecht als stabil geltenden Land. Vietnam in Ostasien, wo sich die Rebellion einer zu kurz gehaltenen Bevölkerung anbahnt. In Weissrussland und in Nordkorea enden Regime, finstere Regime, aber so langsam, dass man ihren Verfall mit dem bloßen Auge der Kamera nicht sehen kann.

Ich würde die Israel-Berichterstattung etwas kürzer und die Palästina-Berichterstattung unabhängig von der in Israel machen. Ich würde (mindestens) zwei Studios in Afrika einrichten: in Nairobi und Abidjan. Ich würde Südostasien stärker abdecken: neben Neu-Delhi und Singapur noch ein Büro in Tokio. Ich würde, wenn ich Auslandschef wäre, immer fünf Reisekorrespondenten abreisebereit in der Kantine sit-

zen haben oder in ihren Büros, die sofort zu Brennpunkten fliegen, deren Teams nicht dauernd nach Tarifen, Urlaub und Versicherung fragen dürften, sondern die begeistert sein müssten, um bei den neuen Menschheitsentwicklungen dabei zu sein. Ich würde unsere Nachbarn, auch die kleinen, stärker berücksichtigen. Auch die baltischen Staaten, auch die Ukraine, auch Georgien gehören zu Europa.

Man behalte im Sinn: „Eine Katastrophe, die dem Fernsehen entgeht, existiert einfach nicht.“ In der Nacht vom 28. auf den 29. Juli 1976 wurde die große Bergbaustadt Tangsahn, etwa 150 Kilometer von Peking entfernt, durch ein heftiges Erdbeben von der Landkarte getilgt. „Aus dem kommunistischen China kam nicht ein einziges Bild heraus, einige seismographische Institute kalkultierten die Intensität des Bebens und schätzen die Zahl der Opfer.“

Trotz meiner Schelte gilt weiter der Satz von Thomas Jefferson: „Wenn ich zu wählen hätte, Regierung ohne Zeitungen oder Zeitungen ohne Regierung, würde ich immer das zweite nehmen.“

Der Beitrag geht zurück auf einen Vortrag, den der Verfasser auf Einladung von Walter Hömberg im Journalistischen Kolloquium der Katholischen Universität Eichstätt gehalten hat.